**Die letzten Europäer**
Jüdische Perspektiven auf die Krisen einer Idee
Die Familie Brunner. Ein NachlassJüdisches Museum Hohenems
4. Okt 2020 bis 3. Okt 2021

**Hörtext 1**

**1833: Der Metzger Heinrich Brunner in Hohenems schreibt an seine Söhne in Triest. Jakob und Mordechai Marco haben gerade ihr Handelsgeschäft für Textilien und Kolonialwaren in der Habsburger Hafenstadt am Mittelmeer eröffnet. Wilhelm wird noch von einem Privatlehrer zu Hause unterrichtet und kämpft mit der Französischen Sprache.**

Hohenems, Mittwoch, 20. November 1833

Vielgeliebte Sehne!

Eiere angenehmes Schreiben von 11 ten dis ist ons mit der gresste Fergnigen bei gekummen. Und darois ersehen eieren gute und gesunden Pefinden.

Wo rois ihr fon unser seits oich das beschten zu vernemen haben.

Liber Jakob es geht mir wie dir, ich haben werglich keine Stund zum Schreiben. Ich weisse nicht viel zu schreiben, nur eich zu beruigen. So schreiben wir gleich andwort oif euere brife. Neigkeit gibt es hir nicht viele. Was mit schweizer Zeit ehraist {dereinst} firgeganen {vorgegangen} ist dihr schon bekand, indem dihr der Freija {vermutlich ein Name??} hat es gleich anggzeigt. Es wert aber wohl eine Ursache hierbei gewesen sein.

Er sagt mir es hat keine Gefahr derbei. Es scheind mir es falt nicht gut ois, weil sie die Oten/Joten viel Bargelt schuldtig sind. Man sagt oiber 30000 Gulden und hoben keine Barschaft in Henten zum abmachen. Das ist der gresster Fehler dabei. Der Freija hat es mir selber gesagt.

Was anliegt wegen die roiten Kalbfell ist in der Schweiz nicht zu machen. Ich kann dir zwar kein Raht geben, aber wan do oif ankane {wennn es darauf ankommt} schreibt, wo der großen Leter {Leder} Henler {Händler} ist, da bist besser informirt wie ich in der Sach.

Lieber Mordechli, ich will dir auch anzeigen wegen meine Gescheften. Ich mussen es doch sagen, dass ich mich zum dem, das dahs mezgen so verlamt ist, gahr nicht glagen kann. Ist em immerzu bis a shtig ochsn in einer Wochen mezgen die (tu) und ich immer etwas daran fertinen du. Ich haben die lezen Wochen fon Eberin in Meiningen ein Rind gehat, so ist viele Jahr keins mehr so geschächt wortn eins. Ich hob 25 Gulden dasu fertint.

Liber Wilhelm, schreib mir oich wie es dir geht in der Schbrachen und schreib mir wo es ist zugegangen das du dein Reissag {Reise-Sack} hast ligen gelasen und wie du im {ihn} witer (wieder) hast bekumen.

Ich verbleib eier treier Vater Einerich Brunner

**Hörtext 2**

**Helene und Henriette Brunner in Hohenems schreiben an die Söhne Jakob, Mordechai Marco und Wilhelm Brunner in Triest, November 1833**

Libe kinder,

eirrs ser werts schraibn ist undsch richtig zu kommen mit vilen fergn[i]gen da rays ersen eier bistis befintn. Dsch'gleichn hobt eer [ihr] fun uns oych zi fernemmen.

Liber Jakob, wegn den Welhelem konsht sach rueg schlafen denn der Dogtter Grest sagte es hat kein bitaytung. Wegen den wert es nuhr recht anschtrengen, broicht nicht schonen, denn es fergib sich schoint baia einer kurze Zeit.
Liber Jakob, der Schnorman ist oich fun den Herschfelt eweg, scheint aber mir, er weis doch nicht, wo er sich hentun sollt nach der chuel, aber nach Bayern um etwasch an z'fangen.

Liber Mordechai, da kantsch wohl noch gresre brif schreibn den oider der bist, wert der Jakob nicht dier forleschschn. Ich mecht doch fun den scheuoren gerne wegn, wasch fergeganen ist, dsch meschbet wer har gwonnen, er must onen 34 Gulden kestn bezallen.

Liber Welhelm do wert doch deine brider folgen und wert oich etwas lernen und nicht schlefrreg sein, wi zu hois.

Libe Kinder, ich muste eich anzeigen dsch'der Manon baia dieje do wahr und erzehlte seer felles fun eer, wi so fergneg und zufretn ist und alls gekug hat. Sie schreib emmer, eer solet oich efter an eer schreiben. Si zalettach dsch bisgelt gerne und gris eich alle freinlich.

Verbleibe eire Mutter Helene.

[Henriette]

Teierste brider!

Eier sehr wehrdes schreiben erhilten mir und ersehen eier bestes wohlbefinden. Oich liebe brider hätten mir eich fun herzen gerne … mit Herrman etwas geschigt blos fir allen wahr es nicht ferdig und ein oder den andern hat es di liebe Mutter nicht gethan. Jetzt hand se bis nächste Gelegenheit fertig zu bringen.

Lieber Jakob, oich mus ich dir anzeigen, das[s] fargangene woch in Lindei wahr. Herr Allegsander redt uns [rät uns?] und wir wahren bei ihn[en]. Si erkundigten s[ich] nach dir und lassen dich alle grissen. Ich bleibe wi immer eiere Schwester Henriette.

[am Rand]

Rosinile sagt si mag eich nicht mehr schreiben, weil ihr ihr Schreiben nicht beandwordet.–

Liebe brider dismal habt ihr fihl z'lesen.

**Hörtext 3**

**Lucian Brunner: Rede im Wiener Gemeinderat über den tschechisch-deutschen Sprachenstreit**

**27. April 1897, Wien. In der Debatte über eine Resolution gegen die Badenische Sprachenverordnung und die zweisprachige Amtsführung in Böhmen und Mähren nimmt Lucian Brunner Stellung:**

„Die Vertretung der Stadt Wien (…) muß sich gegenwärtig halten, daß sie nicht bloß das Zentrum eines Landes ist, welches von einer Nationalität bewohnt ist, sondern von vielen Nationalitäten und es soll daher verhütet werden, daß etwa eine andere Nationalität des Reiches glaube, daß in dieser Resolution eine Spitze, eine Feindseligkeit gegen sie enthalten sei. (…)

Es ist ja seit Jahr und Tag bei uns in Österreich üblich, daß man eine Politik der Schlagwörter macht und zu den zügigsten dieser Schlagwörter gehört der Nationalitätenstreit und der Nationalitätenhader. Wenn eine politische Partei nichts mehr anzufangen weiß, dann fängt sie an, Nationalitätenstreitigkeiten hervorzurufen. So haben neuestens die Herren Jungtschechen, welche bis jetzt nur geschwärmt haben für Freiheit und Fortschritt, plötzlich wegen des Linsengerichtes dieser Sprachverordnung diesen nationalen Streit von neuem entfacht. (…) Diese Fehler werden aber von beiden Seiten gemacht. Wir sehen, daß auf der anderen Seite bereits das Schlagwort hinausgeworfen wird von einer Germania irredenta. (…) Es ist Pflicht der Gemeindevertretung Wiens, zu erklären, daß sie die Fortsetzung des Völkerstreits in Österreich nicht wünscht, denn der Streit der österreichischen Nationalitäten unter sich ist ein Erbübel unserer Monarchie und einer der größten Nachteile, welcher die gesunde Entwicklung des Reiches hindert. Die Wiener Bevölkerung war niemals in dem Sinne national, daß sie, ich möchte sagen mit Gewalt, eine andere Nationalität hätte entnationalisieren wollen und trotzdem ist Wien eine deutsche Stadt geblieben. Ich glaube, daß es Pflicht der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien wäre, wenn sie eine Resolution faßt, sie so zu fassen, daß auch die anderen Nationalitäten Wien als die Hauptstadt betrachten können.“

**Hörtext 4**

**Lucian Brunner: Rede im Wiener Gemeinderat über Minoritätenrechte**

**22. Oktober 1897, Wien. In der Debatte über den Antrag auf Öffentlichkeitsrecht für die tschechische Komensky-Schule in Wien äußert sich Lucian Brunner über den Zwang zum Deutschtum:**

„Ich bin gewiß der letzte, der das Vorgehen der Tschechen gegenüber den Deutschen in Böhmen und andernwärts rechtfertigen wird; das wird gewiß niemand billigen, aber wenn man es auf der einen Seite nicht billigt, wie soll man es billigen, daß man die Tschechen, die in Wien wohnen, verhöhnt? (…) Wir haben eine Menge tschechischer Mitbürger. Das städtische Jahrbuch Wien zeigt, daß wir 7000 tschechische Schulkinder haben und wenn daher die Tschechen eine Schule haben wollen, so soll man sie ihnen bewilligen. Ich glaube, man würde dem Deutschtum mehr nützen, wenn man dieser Hetze ein Ende machen würde. (…) Ich habe Erfahrungen in dieser Richtung gemacht. Ich habe vor vielen Jahren in Triest gelebt und die Stadt war damals gezwungen, lauter deutsche Schulen zu machen. Trotzdem nur lauter deutsche Schulen dort errichtet wurden, gingen doch die Italiener nicht hinein, sie haben dort doch nicht Deutsch gelernt und jetzt gibt es dort gar keine deutschen Schulen. Jetzt ist das umgekehrte Unrecht den Deutschen von Seiten der Italiener widerfahren. (…)

Gerade der Zwang, mit dem man die Völker Österreichs zum Deutschtum zwingen wollte, hat das Deutschtum geschädigt. (…) Wir wollen das Recht für unsere Minoritäten, deshalb dürfen wir selbst auch nirgends das Recht einer Minorität unterdrücken! Außerdem steht es der großen deutschen Kulturnation nicht gut an, wenn sie sagt, wir fürchten uns vor dieser tschechischen Schule in Favoriten. (…) Ich bin ein Jude, wie Sie ganz richtig sagen, und meine Herren, ich bin froh daß ich einer bin. (…) …. Ich muß gestehen, wenn ich mir gewisse Gattungen von Deutschen ansehe, wie man sie überall trifft, daß ich gar nicht stolz darauf wäre, ein Stammesgenosse dieser Leute zu sein. (…) Wozu immer diese Unterbrechungen? Die sollen nur dazu dienen, unser einen zu reizen, damit er sich vergißt und damit er ausgeschlossen wird. (…).“

**Hörtext 5**

**Carlo Alberto Brunner: Am Grunde des Ghettos**

**Über Rodolfo Brunner und das Abenteuer der Industrie**

Zurück zu meinen Vorfahren. Sie gründeten eine Schule in ihrer Stadt, die sofort eine der besten im Reich war. Unter anderem unterrichtete man das in Triest und im entstehenden Italien benötigte Italienisch – sowie Französisch, damals eine internationale Sprache. Es war eine jüdische Schule, jedoch keine Konfessionsschule, sondern offen für alle. Das Studium des Hebräischen war optional, auch wenn jüdische Familien es von ihren Kindern forderten.

Aber bis dahin hatten meine Eltern Vorarlberg schon verlassen und waren in Triest angekommen, ihrer neuen Heimat. Hier begann das Abenteuer der „Industrie“, das drei Generationen dauern sollte, ein Engagement, das bis zum Ersten Weltkrieg kontinuierlich wuchs. In dieser zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gab es einen qualitativen Sprung. Von wohlhabenden Menschen, die in einer eher geschlossenen Gesellschaft auf der Grundlage legalisierter Privilegien auskommen konnten, zu einer zunehmend offenen Gesellschaft, in der das fortbestehende Privileg wirtschaftlicher Natur war und durch das Gesetz kaum geschützt wurde.

Aber erst einmal ging alles den Weg der Industrialisierung, der obwohl schwierig und riskant, und trotz der Unerfahrenheit eines Teils der Familie, der klügste war. Meine Vorfahren hatten bereits zwei Baumwollwebereien. Die Baumwolle kam fast ausschließlich aus den USA wo vor Ort Vertreter, Leute aus Vorarlberg, für einen reibungslosen Ablauf sorgten. Schon deshalb, weil die Entwicklung dieser alten Familien einen etwas mafiösen Charakter hatte. Freilich mit einem Unterschied zur Mafia, wie wir sie kennen, oder zu kennen glauben: mit einer gewissenhaften Einhaltung der Gesetze und der völligen Abwesenheit jeglicher Form von Gewalt. Was aber blieb war, dass die Verwandten Vorrang haben sollten.

(…) An diesem Punkt geschah etwas Seltsames, das sie nicht vorausgesehen hatten. In Amerika war ein republikanischer Präsident gewählt worden, der beschlossen hatte, die Sklaverei abzuschaffen. In der Folge wurden die schwarzen Sklaven befreit, die die Baumwolle pflückten, die in der damaligen Grafschaft Gorizia und Gradisca in den Webereien verwendet wurde. Doch die demokratischen Sklavenhalter fanden sich damit nicht ab und lösten einen Krieg aus, den mein Urgroßvater, ein wenig zynisch, den Baumwollkrieg nannte.

Zuerst war er sehr besorgt über die amerikanischen Ereignisse. Wir sind im Jahr 1861, und mein Großvater war ein kleiner Junge, der gerade anfing zu sprechen. Jeden Tag, als der Urgroßvater das Büro betrat, stellte er fest, dass der Preis für Baumwolle an der Londoner Börse gestiegen war (…). Tatsächlich hatte es die Marine der Nordstaaten geschafft, die Häfen der Konföderierten des Südens vollständig zu blockieren. Kein einziger Ballen kam in Richtung Europa hinaus. Dann entschied er, dass dies nicht so weitergehen konnte, obwohl er große Vorräte hatte. Er beschloss, den Laden zu schließen, indem er alle nach Hause schickte, und die Baumwollbestände zu einem sehr hohen Preis verkaufte. Damals gab es weder den Arbeitslosenfonds noch eine Art Arbeitslosenversicherung, aber auf dem Land gab es die Solidarität der Familien in einer bäuerlichen Gesellschaft. Als der Krieg mit dem Sieg der Union endete, überfluteten fünf Jahre unverkaufte Baumwollernten die Märkte zu sehr niedrigen Preisen. Da fand sich der Patriarch, der so verständig gehandelt hatte, mit einem angemessenen Maß an flüssigem Kapital wieder, um in die Fabriken, die nun die Arbeit mit voller Geschwindigkeit wieder aufgenommen hatten, zu investieren.

Jetzt war man groß geworden. Es war Zeit, dass jemand aus der Familie nach England ging, wo das System der Industrie seinen Anfang genommen hatte, um von diesen englischen „Teufeln“ zu lernen, die alles wussten. Und so wurde Ende der 1870er Jahre mein damals junger, gutaussehender Großvater, der die Welt kennenlernen wollte, in Manchester, einem alten und berühmten Industriellen anvertraut, der mit seinem Vater Geschäftsbeziehungen und Wissen teilte. (…)

In Manchester war alles anders. Es gab bereits fließendes Wasser und Badezimmer mit Badewannen und Duschen, und natürlich schöne Toiletten mit Spülungen und schönen Eichenholzsitzen. Am Fuße der Kloschüssel das königliche Wappen: mit dem Löwen von England, der Harfe von Irland und in den beiden Vierteln diagonal die Löwen der Normandie, gerahmt vom Löwen und dem Einhorn und unten die Kartusche von Wilhelm dem Eroberer: „Dieu et mon droit“. Ich lernte diese sanitäre Anlage in unserem Landhaus kennen, wo mein Großvater sie während des Ersten Weltkriegs installieren ließ, eine Hommage an die unbestrittene Überlegenheit der Engländer. (…)

**Hörtext 6**

**Carlo Alberto Brunner: Am Grunde des Ghettos**

**Kriegsgeschichten**

So beteiligte sich auch Italien an dem Großen Krieg, und die Nationalisten, vor allem die jungen, also fast alle, träumten bereits von dem Ruhm, der sie um die Ecke erwartete. (…) Natürlich wurde die Familie in den Strudel hineingezogen, der sie zum Niedergang führen würde und von dem sie sich nicht mehr erholen sollte (…), zusammen mit ihrer Stadt und ihrer Gesellschaft. In diesem Sommer 1915 schien es, dass die Dinge schnell gehen müssten, nachdem Italien das untere Isonzo besetzt und in Monfalcone angekommen war. Triest und Gorizia schienen in Reichweite zu sein. Aber das war nicht der Fall: Die ersten Ausläufer des Karstes waren unpassierbar, der Widerstand der Monarchie setzte sich immer wieder durch. Bei jedem vergeblichen Kampf verloren drei oder viertausend der besten jungen Italiener, und zwei oder dreitausend Österreicher und Ungarn ihr Leben. (…)

Und so beschlossen diejenigen, die eine Wahl hatten, in eine sicherere Region zu reisen. Meine Großmutter mit ihren Töchtern und Kindern, dem Hauslehrer und der Köchin, seiner Frau, die alle italienische Staatsbürger waren und daher unter Vertreibungsbefehl standen, sie alle gingen als Luxusflüchtlinge nach Santa Margherita Ligure. Alle warteten darauf, dass der Krieg, wie von den Propagandaposaunen vorhergesehen, bald enden würde.

Mein Großvater hingegen zog, mit einem ausreichenden Vorrat an Chinin sowie Toscani und Virginia-Zigarren, die ausgezeichnet gegen Moskitos sein sollen, auf seine trockengelegten Ländereien im Isonzo-Delta. Aber die Arbeiten auf den Besitzungen fortzusetzen wurde immer schwieriger. Von Tag zu Tag gab es immer weniger Männer, die in großer Zahl an der Front in den Tod geschickt wurden (…). Hier wurde er überrascht von der Nachricht – man wird nie wissen, wie sie ihn erreicht hat –, dass sein Sohn die Front verlassen und die Grenze überquert und in Venedig sich bereits der italienischen Armee angeschlossen hat. Es war ihm sogar gelungen das Pferd mitzunehmen, das ihm in den Krieg folgen sollte.

Inzwischen sah der alte Mann schwarz und vertiefte sich noch mehr in die Arbeit. Er hatte den Kontakt zu allen verloren. Das Leben verlief in einem reduzierten Tempo, immer in der Angst vor dem Schlimmsten. (…) Aber eines schönen Tages änderten sich die Dinge plötzlich. Ein Regiment von Bersaglieri wurde aus den Schlachthöfen des Karstes zu einer Ruhepause geschickt. Und hier hatte ein junger Offizier aus der Romagna, der sich langweilte, die unglückliche Idee, Fasane außerhalb der Saison zu jagen, die man im Übrigen mit viel Aufwand aus dem russischen Kaukasus importiert hatte. (…)

Großvater, als guter österreichischer Ritter, konnte die Wilderei und die Wilderer nicht leiden, die sich für ihn nicht von Dieben unterschieden. Und es gab eine Konfrontation, in der die Ohrfeigen nur so flogen. Der Fall war ernst, also mussten das Militärgericht und die Sonderpolizei eingreifen. Das Urteil wurde schnell gefällt: Schuldig, ein feindlicher Partisan zu sein, der einen italienischen Offizier im Dienst angegriffen hatte, wurde er zur Deportation nach Sardinien verurteilt.

Und so wurde Großvater auf einen Waggon in ein III. Klasse Abteil verladen, begleitet von zwei bewaffneten Carabinieri, und zuerst ging es nach Rom. Von dort aus sollte er an seinen Verbannungsort versetzt werden. Er konnte ein Paar Halstücher und zweimal Wäsche zum Wechseln, sein Nachthemd mit Kappe, die Toilettenartikel und zwei englische Rasiermesser, die prompt beschlagnahmt wurden, und einen Vorrat an Virginia-Zigarren aus der österreichischen Tabakfabrik des Kaisers in einen Handkoffer legen. Die Virginia würde sich als äußerst wichtig erweisen. (…) Einer der Carabinieri kam aus der Provinz Treviso und sprach daher fast wie Großvater. Dieser Umstand und die Langeweile der langen Reise, zusammen mit der Unbequemlichkeit der Holzbänke, trugen dazu bei, die Distanz zwischen den beiden Männern zu verringern, die begannen sich zu unterhalten. Und natürlich die exquisiten Zigarren zu rauchen und sich gegenseitig zu verstehen. (…)

Aus dem Zug gestiegen und während sie zum Kommando der Bahnpolizei gingen, um auf Befehle zu warten, hatte mein Großvater die gute Idee, den Obergefreiten zu bitten, ihn am Telefon des Stationsleiters mit seinem Schwager sprechen zu lassen, den er normalerweise „diesen Idioten von meinem Schwager“ nannte. Aber diesmal musste er ihn in seiner wichtigen Rolle als „Hochkommissar für Flüchtlinge“ sprechen. (…)

Und so fand er sich schließlich in Rom wieder, als feindlicher Bürger mit wenig Kleingeld in der Tasche und den Kleidern, die er trug. Er durfte gehen, wohin er wollte. Aber eines war ihm verboten: er dürfte auf keinen Fall ohne Grund den Apennin nach Norden überqueren. (…) Zuerst ließ er von seinem Schwager ein Zimmer im Hotel Regina in der Via Veneto buchen, dann ließ er ein Paar Kleider und ein paar Schuhe anfertigen, und er versorgte sich mit Bettwäsche und verschiedenen Accessoires und holte die beschlagnahmten Rasiermesser zurück. Dann setzte er einen alten Freund des englischen Zweiges einer alten und reichen griechisch-triestinischen Familie unter Druck, die vom Kaiser und dann auch von Königin Victoria geadelt wurde. (…) Am Ende schaffte er es, ein Darlehen von 1.000.000 LIT zu bekommen. (…) Da sein eigentliches Gewerbe ja die Landwirtschaft war, entschied er, dass er ein Landgut mit einer Villa kaufen müsste, wo die Familie wohnen könnte. (…) Und so ging er in die Toskana. Er glaubte mit einem Sohn im italienischen Heer an der Front kaum mehr in die Monarchie zurückkehren zu können und da Familien aus Triest und Livorno traditionsgemäß gute Kontakte in die Toskana hatten... also die Toscana (…)

Triest diente wahrscheinlich als Modell. Schließlich ist Livorno auch heute noch eine Stadt, in der es Menschen gibt, die so ausgesprochen italienische und toskanische Namen wie Brettauer, Meier, Costis, Nahon, Benzimra, Bedarida und so weiter tragen. Die Suche nach einem Ort ging von Livorno aus und führte dann Richtung Pisa. Schließlich fand er das gewünschte Landgut in Val d'Era: Forcoli. In der Zwischenzeit ließ er die Familie von Sta. Margherita nach Rom kommen, wo sie auf die Wiederherstellung des Hauses warteten. Das Leben konnte wieder beginnen.

**Hörtext 7**

**Carlo Alberto Brunner: Am Grunde des Ghettos**

**Über Guido Brunners „Heldentod“**

Am Ende befanden sich alle in den sanften Hügeln von Pisa und nahmen das normale Leben wieder auf, (…). Aber während sich alle an den neuen Ort und das neue Leben gewöhnten, kam wie ein Blitz die Nachricht vom heldenhaften Tod im Kampf – des ältesten Sohnes, auf den so viele Hoffnungen gesetzt worden waren.

Der Vater soll, kaum hatte er die Nachricht bekommen, ausgerufen haben: „Das haben sie nun davon, dieser nationalistische Haufen, der „mona de mio cognà“ (dieser Idiot von einem Schwager) und dieses italienische Baby, das ihm gefolgt ist!“ Von da an hörte das Ehepaar auf, miteinander zu sprechen. Alles, was sie von sich gaben, waren nur mehr Signale praktischer Natur.

Außerdem würden sie für den Rest ihres Lebens nur noch in Schwarz gekleidet sein. Großmutter war schließlich eine der trauernden Mütter, die die Überreste des unbekannten Soldaten wählten, um ihn in Rom unter dem Altar des Vaterlandes begraben zu lassen.

Der junge Mann war von der Kavallerie, die nur noch sehr begrenzte Beschäftigungsmöglichkeiten hatte, da der Krieg in den Schützengräben und in Gebieten geführt wurde, in denen Pferde nicht galoppieren konnten, in die Sassari Brigade eingetreten. Das war eine regional rekrutierte Infanteriebrigade, die an den heißesten Stellen der Frontlinie eingesetzt wurde. …

Wie auch immer, die Soldaten, meist Hirten, gefielen meinem Heldenonkel gut und sie verstanden sich. Eines Tages, während der österreichischen Strafexpedition gegen Italien auf Befehl von General Konrad von Hoetzendorf, einem der unfähigsten Metzger des Ersten Weltkriegs, entfesselte sich auf der Hochebene der Sieben Gemeinden ein schreckliches Bombardement mit schwerer Artillerie. Es zerstörte, die meisten Soldaten tötend, die Maschinengewehre in der Abteilung meines Onkels. Da hat der jugendliche Offizier, seinen Säbel ziehend, einen letzten verzweifelten Angriff gestartet, mit blanker Waffe, mehr oder weniger selbstmörderisch, mit dem Ausruf: „Hier gewinnen oder sterben. Viva l'Italia“. Und er starb, zusammen mit fast allen seinen Soldaten, vielleicht von einem der Schrapnellgeschosse zerfetzt.

Die Leiche wurde nie gefunden, wahrscheinlich hat ihn ein nachfolgendes Bombardement begraben. Der Offiziersbursche schaffte es, das wiederzufinden, was an der Basis zurückgeblieben war: die Jacke, die Kappe, ein Buch – „Il Piacere“ von D'Annunzio – und eine Bibel in Hebräisch, eine der sieben Sprachen, die er kannte.

Ein weiteres Opfer war die alte Großmutter, die einen Schlaganfall bekam. Sie lebte noch zwei weitere Jahre, halbgelähmt, und kehrte nach Triest zurück um dort zu sterben und neben ihrem Mann und ihrem Schwager, dem großen Geldgeber, begraben zu werden.

Auf dem Landgut starb, nach einem Beinbruch infolge eines Ausrutschers, schließlich auch die Stute „Trieste“, das Halbblut, das dem Onkelhelden in der ersten Phase des Krieges gefolgt war. Auch das hatte eine depressive Wirkung auf die trauernde Mutter, die das Pferd begrub und einen Fuß abschneiden und präparieren ließ, der jetzt auf meinem Schreibtisch thront.

Sehr zufrieden sein konnte indessen der „Barbo“ (der Bart), der Onkel aus dem Friaul, der „mona de mio cognà“, der Schwager der zum Senator des Königreichs und zum Grafen ernannt worden war.

In Wien hingegen trat Guidos achtzehnjähriger Cousin in die kaiserlich-imperiale Armee ein. Hätten Datum und Uhrzeit zufällig übereingestimmt, dann hätten die beiden Cousins die Möglichkeit gehabt, gleichzeitig auf dem Schlachtfeld zu sein, um sich gegenseitig ohne sich zu hassen zu töten.

**Hörtext 8**

**Moritz Julius Bonn:**

**Die Erziehung eines Liberalen. Synagogenbesuch in Hohenems**

**Aus seiner Autobiographie „So macht man Geschichte“, 1953**

„Der schwächste Teil meiner Erziehung war Religion. In Gesellschaft von zwei anderen Jungen hatte ich von einem sehr würdigen, aber außerordentlich unfähigen Lehrer ein paar Privatstunden in biblischer Geschichte gehabt; einiges erfuhr ich zu Hause, und in den Ferien ging ich mit Großvater in die Synagoge. Ich hatte die getragenen Melodien des Chores gern. Am Versöhnungstage sah ich gespannt auf den alten Heinrich Wohlgenannt (das war tatsächlich sein Name). Er zog bedächtig das Horn des Widders unter dem Seidentuch hervor, um zu verkünden, daß der Fastentag vorüber sei. Er hatte nur noch wenige Zähne und mußte ein paarmal ansetzen, ehe er dem Instrument quietschende Töne entlocken konnte. Ich saß wie auf Kohlen. Wenn es ihm mißglückte, mußten wir noch warten, bis ihm Erfolg beschieden war, während zu Hause Guglhupf und Kaffee bereitstanden. Der regelmäßige Samstagsgottesdienst war dagegen für mich eine Qual. Ich fürchtete mich, gleich anderen Jungen aufgerufen zu werden und, auf einem kleinen Schemel sitzend, die Thorarolle zu halten. Ich hätte mich nicht zu ängstigen brauchen; da ich nicht konfirmiert war, konnte ich dieser Ehre nicht teilhaft werden.

Da mir die Religion nicht eingetrichtert wurde, blieb mir die heftige, antireligiöse (nicht nur antikirchliche) Reaktion erspart, die viele meiner Zeitgenossen ergriffen hatte. (…) Ich habe gegenüber den religiösen Problemen stets eine respektvolle Distanz bewahren können. Über den Sinn oder die Sinnlosigkeit des Lebens habe ich so viel wie andere Menschen nachgedacht, vermutlich mit den gleichen unschlüssigen Ergebnissen.“

*Moritz Julius Bonn, So macht man Geschichte, 1953, S. 33f.*

**Hörtext 9**

**Moritz Julius Bonn: Felix Austria**

**Aus seiner Autobiographie „So macht man Geschichte“, 1953**

„Lange bevor ich das österreichische Problem verstand, hatte ich manche seiner Facetten gesehen.

Von Vorarlberg her waren mir die Gesichter der slowenischen Hausierer vertraut, die allerlei Drahtwaren in ihren Kiepen trugen und das Land durchwanderten. Adolf Hitler, den ich ein paarmal aus der Nähe betrachten konnte, hatte große Ähnlichkeit mit diesen „Mausefallenhändlern“, wie man sie in Hohenems nannte. Er hatte dieselben hohen Backenknochen, das harte, strähnige Pferdehaar und starre grau-blaue Augen. Er war sicher gleich ihnen und Millionen anderer österreichischer Untertanen ein Mischling. Denn Österreich war ein echter Völkerstaat, in dem trotz aller nationalen Antipathien Mischungen an der Tagesordnung waren. Im Raumland des stärksten Kampfes, in Böhmen, gab es führende Tschechen mit deutschen Namen und Deutschnationale mit tschechischen Vorzeichen. Unser Postmeister in Hohenems war aus Ungarn. Meine Stiefgroßmutter war in Bozen geboren; sie sprach von ihren italienischen Nachbarn immer als den „Welschen“. Meine Vettern in Triest hatten neben ihrem Hauptgeschäft einen kleinen offenen Laden, wo sie Baumwollwaren verkauften. Dort sah ich Kroaten in ihren weißen Schafpelzen, Dalmatier und Bosnier. Jedermann in Triest sprach italienisch, doch schon eine halbe Stunde außerhalb der Stadt befand man sich in einer rein slowenischen Gegend, wo die meisten Leute weder deutsch noch italienisch verstanden. Eine Kusine meiner Mutter war in Brünn verheiratet. Ihr Mann war trotz seines ausgesprochen jüdischen Aussehens ein führender Deutschnationaler, der sich über den drohenden Verlust der Vormachtstellung der deutsch-sprachigen Bezirke Böhmens und Mährens nicht beruhigen konnte. (…)

Das Habsburgische Reich war ein Splitterreich, das sich mit nahezu allen europäischen Problemen auseinanderzusetzen hatte. Es war einzig in seiner Art, denn es bestand fast ausschließlich aus mehr oder minder unerlösten Minderheiten. (…)

Mit dem Aufkommen von Demokratie und Maschinenzeitalter hatten die Kräfte, die die alte Monarchie zusammenhielten, die Krone, der Hof, die Kirche, das Beamtentum und vor allem die gemeinsame Armee an Einfluss verloren. Sie hatten aber auch einen starken Verbündeten gewonnen: die Sozialdemokraten. Die österreichischen Sozialisten hatten die Bedeutung eines wirtschaftlich geeinten Reiches im Donauraum begriffen. Sie sahen darin die Nabe Europas; wurde sie herausgerissen, so wurde der Wagen aus der Bahn geschleudert.“

*Moritz Julius Bonn, So macht man Geschichte, 1953, S. 67ff.*

**Hörtext 10**

**Moritz Julius Bonn: Heimkehr?**

**Aus seiner Autobiographie „So macht man Geschichte“, 1953**

„Das deutsche Volk hat kein politisches Gedächtnis. Es läßt sich immer leicht von betriebsamen Souffleuren dazu verleiten, das zu vergessen, was diesen unbequem ist. (…)

Auch heute scheint man bereit, alles zu vergessen, was peinliche Erinnerungen wachhalten könnte. Es ist menschlich durchaus begreiflich, wenn auch nicht gerade erhebend, daß alle diejenigen, die unmittelbaren Anteil an den Brutalitäten des Regimes genommen haben, vergessen wollen, was sie getan haben und das gleiche von ihren Mitbürgern erwarten, damit sie ihnen die moralische Gleichberechtigung wiedergeben, die sie für immer verscherzt haben, auch wenn sie ihnen durch formalen Rechtsspruch zurückerstattet wird. Und es ist durchaus verständlich, daß die Massen des deutschen Volkes das Geschehene zu bagatellisieren suchen, um den Druck der Mitverantwortung loszuwerden, der sie beschwert. Es ist aber bedenklich, daß sie durch dieses Vergessen-Wollen die Verantwortung für das deutsche Leid jenen abzunehmen suchen, die es verschuldet haben. Man kann bei Judenmorden und Bestialitäten gegen Kriegsgefangene sich vielleicht damit herausreden, man habe das nicht gewußt – heute will man es vielleicht nicht wissen. (…)

Es umweht den Besucher manchmal etwas wie ein Hauch des Kulturkampfes, den er längst vergessen glaubte. Die Sozialdemokratie ist in die Opposition gedrängt worden, wo sie sich als Trägerin eines pazifistischen Nationalismus gebärden kann und dadurch gestärkt und gleichzeitig belastet bei den Neuwahlen zur Regierungspartei werden kann. In der gegenwärtigen Regierungskoalition tritt das Unternehmertum trotz seinem völligen Versagen auf politischem Gebiet in der Vergangenheit mit wachsendem Anspruch auf ‚Führung‘ auf; wo es sich mit anderen Unternehmergruppen zu internationaler Zusammenarbeit zusammenschließt, entsteht ein Internationalismus, der von nationalistischem, nicht einmal nationalem Egoismus bedingt ist. Auf politischem Gebiet hat man den Eindruck, daß man unendlich viel vergessen und wenig gelernt hat. Es ist vor allem das ‚Vergessen‘, das den Besucher nicht zum Heimkehrer werden läßt. Seine Heimat ist tot. Das Deutschland von heute ist weit mehr entwurzelt, als der ausgewanderte Deutsche. (…)

Es wird lange dauern, bis eine Jugend, die erst wieder festen Grund unter ihren Füßen finden muß, Zeit und Sinn haben wird, um den Zusammenhang mit der Vergangenheit zu suchen. Erst wenn das geschehen ist, werden sich die Pforten der Heimat dem Besucher zu dauernder Heimkehr öffnen. Dann wird es für ihn aber zu spät sein.“

*Moritz Julius Bonn, So macht man Geschichte, 1953, S. 404f.*

**Hörtext 11**

**Am 10. April 1938, seinem 13. Geburtstag, flieht Alfred Otto Munk aus Wien mit seiner Schwester Gertrud über den Rhein bei Höchst in die Schweiz. Seine Mutter Regine Brunner ist schon ist vor einem Monat, direkt nach dem Anschluss, in die Schweiz geflohen. Nun selbst in Zürich angekommen schreibt Alfred Otto seinem Vater Hans Munk, der 1937 in die USA emigriert ist.**

**Ob der leichte Ton dieses Briefes den Vater beruhigen soll, oder Alfred Otto seine Flucht als spannendes Abenteuer erlebt hat, darüber kann man nur spekulieren.**

„Lieber Papa,

Ich bin nun endlich in der Schweiz und hoffe, daß es dir auch so gut geht wie mir. Die Herfahrt war sehr schön: wir fuhren am ersten Tag (Sonntag) von Wien bis Wörgl, wobei wir großes Glück hatten, da wir am Paß Thurn eingeschneit waren. Bis Salzburg fuhren wir 4 Stunden bei sehr schönem Wetter, doch nach Salzburg kamen wir von einem Schneegestöber in das andere, so daß wir nur sehr langsam fahren konnten und als wir gar am Paß Thurn eingeschneit waren hatten wir große Verspätung und kamen in Wörgl erst um 12 h an. Wir übernachteten in einem kleinen Gasthaus am Ende der Stadt, daß klein und primitiv, aber sehr nett war. Wir mußten in der Küche essen, da die Bauern im Gastzimmer vollständig versammelt waren und unerhörte Mengen von Alkohol tranken, da ja am nächsten Tag (10. April: Wahltag) Alkoholverbot war.

Nächsten Tag in der Früh standen wir um ½ 7 auf und fuhren um 7h ab. 2 Stunden brauchten wir nach Innsbruck; von dort fuhren wir dann nach Landeck und über den Arlberg, der über 3 m Schnee hatte und trotzdem passierbar war, was großes Glück war, denn sonst hätten wir und das Auto mit der Bahn fahren müßen und das viel Geld und viel Zeit gekostet.

In Stuben aßen wir zu Mittag und dann ging es weiter nach Dornbirn wo wir noch auf zwei Begleiter trafen, die mit uns nachher über die Grenze gingen. Von Dornbirn fuhren wir mit einer Elektrischen bis Brugg, von wo wir eine halbe Stunde zu Fuß zur Grenze gingen. Gertie und ich hatten jeder einen Passier-Schein als Auslands-Schweizer. Außerdem waren noch 2 Schweizer Polizeileute mit uns die uns halfen.

Die Grenze war eine Brücke die auf österreichischem Boden von S.A. Leuten besetzt war. Als wir zum Brückenanfang kamen, zeigten wir unsere falschen Passier-Scheine unaufgefaltet. Dann gaben wir die Zettel den beiden Schweizer Polizei-Leuten, die sie kontrollieren ließen. Dabei stellten sie sich betrunken und hielten die Grenzpolizei so lang auf, bis wir auf Schweizer Boden waren. Ihnen konnte man ja nichts machen, da sie Schweizer waren. So leicht ging es nur deshalb, weil es Wahltag war und so viele Leute über die Grenze gingen, daß die Grenzpolizei keine genaue Kontrolle machten. Auf der anderen Seite der Grenze fuhren wir mit dem Auto wieder weiter nach Zürich, wo ich jetzt bin.

Ich vergaß dir noch zu erzählen, was wir am letzten Freitag vor der Abreise taten. Wir hatten von Mama erfahren, daß uns vielleicht jemand mit dem Auto holen würde. Den ganzen Freitag warteten wir und um 10h mußte die Gertie in die Stadt und besprach alles mit dem jungen Schweizer, den uns die Mama mit dem Auto geschickt. Er hatte uns den ganzen Weg gefahren und auch alles so schlau ausgedacht, daß wir glücklich über die Grenze kamen.

Am Samstag früh gingen wir mit einem kleinen Koffer weg um angeblich über die Wahltage auf ein paar Tage zur Tante Hedi Helleparten zu fahren.

So, jetzt wäre ich fertig, nun schreibt Onkel Rudi

Viele Grüße

Otto.“

**Hörtext 12**

**Gerald Reitlinger: Endlösung (1956, Originalausgabe 1953)**

„Die Leichenschau ist vorbei, aber es ist nicht die Aufgabe dessen, der sie durchgeführt hat, die Schuldigen zu finden oder ein Urteil über sie zu fällen. Trotzdem wird der Leser, der die Geduld hatte, auch nur einem Bruchteil dieses düsteren Berichtes zu folgen, sich Dutzenden Fragen gestellt haben, und einige davon müssen besprochen werden, auch wenn sie nicht beantwortet werden können.

Wieviel wußte der einfache Mann in Deutschland, und bis zu welchem Grade fühlte er, daß dies auch seine Angelegenheit war? Wie war es möglich, daß so viele Hunderte und sogar Tausende schwerarbeitender Beamter aller Dienststufen täglich in ihren Kanzleien den nicht mißzuverstehenden Schriftwechsel über den Rassenmord vorbereiteten, abschrieben oder weiterleiteten? Und wie ist es möglich gewesen, da wir doch sahen, daß jedes Ministerium mit allen andern Ministerien ständig im Kampf lag und daß Hitler niemals wirklich wußte, was dort eigentlich vor sich ging (…), daß nicht ein einziger der rechtschaffenen Männer, die ihre Sprüchlein in Nürnberg aufsagten, einen einzigen aktiven Protest wagte? (…)

Ist die Beseitigung von auserlesenen Opfern etwas, das geradezu in der Natur des übermächtigen modernen ‚demokratischen‘ Staates verborgen liegt? Kann es wieder geschehen, und kann es in anderen Ländern geschehen? Es mag lange dauern, bevor wir die Antwort auf diese Fragen kennen, die wie ein roter Faden durch dieses ‚Postmortem‘ über die Endlösung laufen.

Es ist schwer zu glauben, daß es in Deutschland oder im deutschbesetzten Teil Europas einen Menschen gab, der im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte war und während der letzten zwei Jahre des Krieges nicht wußte, daß die meisten Juden verschwunden waren, oder nicht irgendwo gehört hätte, daß sie erschossen oder vergast worden sind. Ebensowenig nehme ich an, daß es einen Menschen gab, der nicht einen Freund hatte, der jemanden kannte, der ein Massaker gesehen hatte. Mehr als hundert Millionen Menschen müssen von diesen Dingen gewußt und über sie im Flüsterton mit andern gesprochen haben. (…)

Und je höher der Deutsche stieg, desto größer wurde seine Angst, bis wir schließlich den Fall Heinrich Himmler vor uns haben, der fast durch Zufall zum Haupt des Polizeistaates gemacht wurde und den Hitler gerade deshalb beibehielt, weil er ein von Angst verfolgter Mann war, der denunziert und eingeschüchtert werden konnte. (…) Doch vor der Verschwörung gegen Hitler im Juli 1944 war nicht einmal ein einziger der unbedeutendsten Beamten aus der Kriegszeit abgeführt und erschossen worden. (…) Konnte man von diesen Männern erwarten, daß sie für die Menschenrechte eintreten würden? Wahrscheinlich waren sie nicht grausamer oder gewissenloser als das ganze deutsche Volk oder, genau genommen, die menschliche Rasse überhaupt. (…)

Der Deutsche von 1933 war eine Art Karikatur der europäischen Zivilisation, die um so leichtfertiger, habgieriger und unkritischer wurde, je mehr materieller Fortschritt die alten Werte untergrub. (…) Hiob wünschte in seinem Elend, sein Widersacher möge ein Buch schreiben, und sein Gebet wurde erhört, denn es gibt in Wahrheit nichts, das dieser Widersacher nicht zu Papier gebracht hätte. Ich habe fast volle vier Jahre unter diesen Urkunden verbracht und habe ihre Gesellschaft nicht nur düster oder niederdrückend gefunden. Denn auf vielen Seiten huscht und glimmt etwas, ohne das jede Regierung eine Hölle auf Erden wäre – menschliche Fehlbarkeit. (…) Es kann sein, daß mörderisches Rassegefühl unausrottbar in der Natur von Ameisen und Menschen liegt; der Roboterstaat jedoch, der ihm vollen Ausdruck geben würde, kann und wird niemals von Bestand sein.“

**Hörtext 13**

**Carlo Alberto Brunner: Am Grunde des Ghettos**

**Über seine eigene Kindheit unter der deutschen Besatzung 1943-44**

In der Zwischenzeit blieben wir in Triest, das bisher von Luftbombardements verschont geblieben war, und ich ging weiter zur Schule der Nonnen. Aber ich verstand, dass meinem Vater der Boden unter den Füßen brannte. Er war einmal in Mailand gewesen, wo er die Auswirkungen der Bombenanschläge sah. Als er zurückkam, wurde entschieden, dass es Zeit war zu gehen. An der Schwelle zum Palazzo der Großeltern, hatten ihre Mitbürger zwei sechszackige Sterne, den Davidstern, gemalt und geschrieben „Für euch Juden ist es vorbei“. Als Mussolini am 25. Juli 1943 gestürzt wurde, nutzten Papa und die Großeltern den Moment der relativen Ruhe um nach Rom aufzubrechen. Die Mutter mit unserer Detta, der Kinderfrau, den vier Kindern, zwei Brüdern und zwei Schwestern und unserem Fox Terrier, so sind wir nach Val d'Era aufgebrochen, um auf dem Hof der Großeltern zu bleiben. (…)

Die Freude war jedoch nur von kurzer Dauer. Hitler bereitete einen Gegenangriff vor. Nun begann die schlimmste und gefährlichste Zeit. Das nationalsozialistische Deutschland überfiel blitzartig ganz Italien bis hin zur Front der Alliierten, die bereits in Sizilien und dann in Anzio südlich von Rom gelandet waren und begonnen hatten, die Halbinsel Richtung Norden zu erobern.

(…) Die deutschen Soldaten kamen pünktlich. Und einen Widerstand gab es nicht. (…) Alle Gebäude, in denen es möglich war, ein Zonenkommando der einfallenden Armee zu platzieren oder Truppen abzusetzen, wurden besetzt. Unser Herrenhaus war sehr groß und der Gutshof hatte viele Räume, so dass es für die strategischen Zwecke des deutschen Oberbefehlshabers in Italien, General Kesselring, sehr geeignet war. So kam also eines Tages ein sehr junger und netter deutscher Soldat mit schwarzer Uniform, begleitet von einer jungen Italienerin, offenbar einer Kollaborateurin, die als Dolmetscherin fungierte, um die notwendigen Räumlichkeiten in Besitz zu nehmen. Die erste Person, die sie im Garten fanden, war ich. Wie alle Kinder, mochte ich Soldaten sehr gerne, also begann ich sofort ein Gespräch, natürlich auf Deutsch, das ich sehr gut konnte, seit ich zu sprechen begonnen hatte. In dem Moment erschien die Kollaborateurin auf der Bildfläche und wandte sich an den Soldaten: „Warum wohl spricht dieser kleine Junge mitten in der Toskana so gut Deutsch? Sie sollten nachforschen und vielleicht entdecken Sie dann, dass er Jude ist und dass hier alles voller Juden ist.“ „Unsere Aufgabe ist es, die Burg zu besetzen“, entgegnete der Soldat, „um die Juden kümmern sich schon diejenigen, die dafür zuständig sind. Und Sie sollten sich nur um die Übersetzung kümmern.“ All dies unter den Augen von Mutter und Detta, die verängstigt am Fenster standen.

(…)

Der erste Besuch, den wir erhielten, war der von Onkel A., der geschiedene Mann einer Tante (…) Mutter schlug vor, dass er zu uns kommt und bei uns wohnt. (…) Aber er wollte uns nicht zur Last fallen. Und so kehrte er nach Montecatini zurück. Dort warteten zwei Polizisten auf ihn, die ihn identifizierten und nach Fossoli schickten, wo die faschistische Regierung die gefangenen italienischen Juden konzentrierte und an die Deutschen übergab. Und von dort aus gingen sie zur letzten Reise, nur wenige kamen zurück. Der Onkel war keiner von ihnen. Ich glaube nicht, dass er je im Vernichtungslager angekommen ist. Ein alter Mann, ein Liebhaber des guten Lebens, eher anspruchsvoll und verwöhnt in Bezug auf Hotels und Restaurants, daran gewöhnt, gut bedient zu werden,- auf einen Viehwagen mit weiteren fünfzig Menschen geworfen zu werden, mit einem Eimer für die Körperbedürfnisse von allen (…) und ein winziges Fenster, zu klein um atmen zu können, aber groß genug, um die Kälte der Nacht hereinzulassen. Er konnte es sicherlich nicht bis dorthin schaffen. Wahrscheinlich war er bereits bei der Öffnung des Waggons eine der Leichen, die die anderen Gefangenen ins Krematorium bringen mussten. (…) Ein weiterer Cousin, ein brillanter Philosoph, aber schizophren, wurde in einer psychiatrischen Klinik gefangen genommen und in der sogenannten Risiera von Triest, dem italienischen Vernichtungslager, vergast und verbrannt. Sie ersparten ihm eine lange, schreckliche Reise.

**Hörtext 14**

**Carlo Alberto Brunner: Am Grunde des Ghettos**

**Das Hässlichste von allen**

So sind wir beim hässlichsten Monster angelangt: Israel.
Die Geburt dieses Monstrums hätte nie zugelassen werden sollen, v.a. in Anbetracht dessen, dass es auf Illegalität beruht und auf der kompletten Missachtung der Wünsche der Mehrheit der lokalen Bevölkerung, die nie befragt wurde , sondern im Gegenteil vertrieben durch das Militär oder durch mafiöse Methoden. Aber es ist inzwischen zu einem lokalen Potentaten unter der Schirmherrschaft der USA geworden, in Komplizenschaft mit Europa und mit der stillschweigenden Zustimmung der korrupten, tyrannischen arabischen Staaten und deren Gesellschaft, die sich seit dem Verlust von Sevilla und Cordoba in einer Art Koma befindet.

Die Zionisten unter ihrem national-klerikalen Despoten David Ben Gurion, geboren als David Grün, haben einen Staat installiert, der zu den korruptesten der Welt gehört, rassistisch und konfessionell, basierend auf den schlimmsten Fehlern der jüdischen Gemeinden, der USA, der letzten Kolonialmächte und sämtlicher Europäer, die fast alle mitgeholfen haben beim Dritten Reich, auch wenn alleine Deutschland dafür exemplarisch die Rechnung präsentiert wurde.

Und natürlich auch wegen des deutschen Schuldgefühls, das es unmöglich macht, eine Forderung Israels abzulehnen. Kurzum, es ist ein letztes vergiftetes Geschenk Hitlers, und der zynische Versuch eines fanatischen Führers mit einer kranken, aber hochintelligenten und raffinierten Fantasie, ein mittelalterliches Ghetto wieder zu errichten: aber diesmal bewaffnet, mit 200 Atombomben, so der amerikanische Präsident Jimmy Carter, jederzeit einsetzbar, und dies alles in einer sozialistischen Sauce – solange der Sozialismus in Mode war.

Jetzt ist man zum Kapitalismus á la Reagan übergegangen. Um zu verstehen, wo wir angelangt sind, wird es notwendig sein, einige Prämissen zu untersuchen, die zur Entstehung dieser unglaublichen Quelle des Terrors und der Zwietracht geführt haben. Zum Ersten war da die verrückte Leidenschaft für die Bibel, das Alte Testament, um es christlich auszudrücken, von gewissen englischen Herrschaften, die zur herrschenden Aristokratie ihres ehrwürdigen Imperiums gehörten. Das hatte jedoch nicht lange Bestand, sondern schuf eine neue Zivilisation, der wir alle Tribut zollen. Zum Zweiten war es das Elend und die Hoffnungslosigkeit der Juden in den Dörfern des alten und vergangenen Königreichs der Jagiellonen, Könige von Polen und Großherzöge von Litauen, aufgegangen im Zarenreich. Sie wurden zu Opfern der unbeholfenen Versuche, aus dem ehemaligen Königreich einen Nationalstaat zu machen, nachdem das feudale System gestürzt worden war. Was sie allerdings, unter anderem, ohne ihre angestammten Arbeitsmöglichkeiten zurückließ. Ihre Verzweiflung endete in der Emigration, insbesondere nach Amerika, und dann im Holocaust.

Wir sollten auch versuchen, dieses so alte Gebilde zu definieren, das das Judentum darstellt, eine der wenigen Institutionen, die ihre Anhänger von der Urgeschichte bis zur Antike und von der Antike bis zum Mittelalter und von dieser bis in die Neuzeit und bis in die Gegenwart begleitet haben, immer aufmerksam auf Selbsterhaltung bedacht, aber völlig gleichgültig gegenüber dem Schutz und dem Wohlergehen der Personen, die es praktiziert haben oder daran beteiligt waren.

Man muss auch einen Blick auf die zionistische Bewegung werfen, die im Übrigen von fast niemanden wirklich ernst genommen worden war – wäre nicht Hitler gekommen und hätte ihn sozusagen auf den „Schwingen des Adlers“ fliegen lassen, um es mit der Bibel zu sagen. Auch wenn "Neschiarim" auf hebräisch eigentlich Gänsegeier (Gyps fulvus) heißt, der kahlköpfige Geier des Mittelmeergebietes.

**Italienisch:**

Il più brutto di tutti

E così siamo arrivati al mostro più brutto di tutti: Israele. La nascita di questo mostriciattolo non avrebbe mai dovuto essere permessa soprattutto nel modo illegale con il quale fu stabilito nel completo disprezzo dei desideri della maggioranza della popolazione locale, mai interpellata, ma quasi tutta espulsa manu militari o con metodi mafiosi. Ma ormai è divenuto un potentato locale interamente sostenuto dagli Stati Uniti con la connivenza dell’Europa e con il tacito assenso dei corrottissimi tirannelli arabi e dalle loro società in coma dai tempi della perdita di Siviglia e Cordova nel tredicesimo secolo A.D. I Sionisti nella persona del loro despota nazional-clericale David Ben Gurion, al secolo David Grun, hanno allestito uno stato fra i più corrotti del mondo, razzista e confessionale basato sui peggiori difetti delle comunità ebraiche, degli Stati Uniti, degli ultimi colonialisti, e sulla coda di paglia di tutti gli Europei che quasi tutti aiutarono il Terzo Reich anche se il conto fu presentato alla sola Gemania, che fu esemplare. Inoltre naturalmente sul senso di colpa della Germania, che rende impossibile la negazione di qualunque richiesta israeliana. Insomma l’ultimo regalo avvelenato di Hitler ed un cinico tentativo di un capo fanatico dalla fantasia malsana ma intelligentissimo ed abilissimo, di ricostituire il ghetto medievale, però stavolta armato, a detta del già presidente americano Jimmy Carter, di 200 bombe atomiche e pronto ad usarle, il tutto in salsa socialista, finché il socialismo era di moda. Ora sono passati al capitalismo à la Reagan. Però per capire bene come siano andate le cose bisognerà esaminare alcune premesse che portarono alla nascita di questa incredibile fonte di terrore e malaffare. La prima fu la passione maniacale per la Bibbia, l’Antico Testamento per dirla alla cristiana, di certi gran signori inglesi che erano l’aristocrazia comandante il loro ammirevole Impero, che però è durato poco, ma ha creato una nuova civiltà della quale siamo tutti tributari. La seconda fu la miseria e disperazione degli ebrei nei paesini dell’antico e defunto regno degli Jagelloni re di Polonia e granduchi di Lituania, confluito nell’impero degli Zar, vittime dei maldestri tentativi di fare dell’Impero uno Stato-nazione dopo il crollo del sistema feudale che li aveva lasciati, oltre tutto, senza l’antico posto di lavoro. Disperazione finita nell’emigrazione, soprattutto americana, e poi nell’olocausto. Dovremmo anche cercare di definire questa antichissima entità che è l’Ebraismo una delle poche istituzioni che hanno accompagnato i loro adepti dalla preistoria all’antichità e dall’antichità al Medioevo, e da questo all’Età moderna fino ai nostri giorni, sempre attento ad autoconservarsi ma totalmente indifferente alla conservazione e al benessere degli individui che lo praticavano o che comunque coinvolgeva. Bisognerà anche dare un’occhiata al movimento sionista, che peraltro non era preso molto sul serio da quasi nessuno. Ma sarebbe arrivato Hitler che lo avrebbe fatto volare “sull’ali delle aquile” per dirla con la Bibbia, anche se “nesciarim” in ebraico vuol dire grifone (Gyps fulvus), l’avvoltoio a testa calva del bacino Mediterraneo e dintorni. In Italiano gli avvoltoi hanno una cattiva, ma immeritata, stampa di bestiacce che vivono di carogne, il che è anche vero, ma non impedisce loro di essere degli elegantissimi e potenti volatori.